№ 1. Vierter Jahrgang. 1843.



Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 7. Januar.) Druck von F. A. Pompejus.

Begrüßung des neuen Jahres.

Des Jahres letzte Stunde schwand beflügelt;
Dem neuen blicken hoffend wir entgegen.
Ob es mit Glück uns krönt auf diesen Wegen,
Dies wird uns erst in seinem Lauf entsiegelt.

Die Hoffnung strahlt ein rosiges Entzücken
So wonnig in des Herzens heil'ge Räume,
Es weilt der Geist im Blüthenreich der Träume
Und Reiz und Anmuth glänzt den trunk'nen Blicken.

Doch vor dem Schmerz ist nicht das Herz geborgen!
Oft schlägt sein Pfeil unheilbar tiefe Wunden
Und einsam fließt die Thrän' in flücht'gen Stunden,
Wenn drückend lasten Müh' und schwere Sorgen.

Drum blicket froh ins Reich der Phantasien!
Nur ahnen darf der Mensch, nicht Wahrheit schauen;
Wer hoffend glaubt mit göttlichem Vertrauen,
Der sieht im Geiste Blüthenkronen glühen.

Und rief ins Grab der ernste Fürst der Schatten,
O Tiefgebeugter! auch ein Glied der Deinen;
Einst wirst du doch auf ewig dich vereinen,
Mit ihm, den jetzt zu früh Cypressen überschatten.

Und du, der hoffnungslos in stillen Stunden
Ein liebeglühend süßes Sehnen nährte,
Dem mancher Wunsch die volle Brust beschwerte
Und freudenlos das Jahr dahin geschwunden: —

Du darfst der Zukunft froh entgegen sehen!
Sie decket zwar geheimnißvoller Schleier,
Doch wenn dich Muth und Kraft beseelt, schwingt freier
Der Blick sich auf zu heit'ren Sonnenhöhen.

Ein reichlicher Gewinn krön' edles Streben!
So fleh' ich heut mit hoffnungsvollen Blicken;
Auch Liebe soll die Liebe stets beglücken
Und über Raum und Zeit das Herz erheben! —

Hanke.

Der begrabene Bräutigam.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten sank der alte Krieger regungslos in seinen Sessel zurück. Schweigend betrachtete Derville seinen Clienten, und sprach zuletzt maschinenartig: Selbst auch die Echtheit der zu Heilsberg befindlichen Documente angenommen, bleibt es ungewiß, ob wir sogleich siegen. Der Prozeß wird bei drei Gerichtshöfen verhandelt. Die Sache will reichlich erwogen sein. — O, entgegnete der Oberst kaltblütig, und warf den Kopf stolz in die Höhe, wenn ich unterliege, so werde ich zu sterben wissen. — Verschwunden war der Greis, des kräftigen Mannes Augen glühten: Man müßte sich vielleicht vergleichen. — Vergleichen! Lebe ich, oder bin ich todt?

Mein Herr, hoffentlich folgen Sie meinem Rathe. Ihre Angelegenheit soll die meine sein. Bald mögen Sie sich überzeugen, welchen Antheil ich an Ihrer Lage nehme, die fast beispiellos da steht in den Jahrbüchern der Rechtskunde. Einstweilen gebe ich Ihnen ein Paar Worte an meinen Notar, der Ihnen gegen Quittung alle zehn Tage fünfzig Franken zustellen wird. Es würde sich nicht ziemen, daß Sie hier Hilfe suchten. Sind Sie Oberst Chabert, so dürfen Sie keiner willkürlichen Kränkung ausgesetzt sein. Diese Vorschüsse betrachte ich als Anlehen: Sie sind reich, haben Güter zurückzufordern. —

Die zarte Schonung entlockte dem Greise Thränen Derville erhob sich rasch: an einem Advokaten mochte Rührung vielleicht etwas zu Ungewöhnliches sein; er verfügte sich in sein Cabinet, aus welchem er mit einem versiegelten Briefe zurück kam; diesen händigte er dem Grafen Chabert ein. Als der Ärmste das Papier zwischen den Fingern hielt, fühlte er, daß zwei Goldstücke darin waren. Wollen Sie mir die Akten bezeichnen, mir Namen von Stadt und Land angeben? fragte der Advokat. Der Graf diktirte die Anzeigen, und berichtete die Orthographie der Ortsnamen, nahm dann seinen Hut mit der einen Hand, sah Derville an, streckte die andere Hand, eine Hand voll Schwielen, nach ihm aus, und sprach mit schlichtem Tone: Meiner Treu, Herr, Sie sind ein Biedermann. Der Advokat schlug in die Hand des Obersten ein, begleitete ihn bis an die Treppe und leuchtete hinab. Boucard, sprach Derville zu seinem Oberschreiber, ich hörte so eben eine Geschichte, die mich vielleicht auf zehn Goldstücke zu stehen kömmt. Bin ich bestohlen, nun so reut mich das Geld nicht, denn ich habe den ersten Schauspieler unserer Zeit gesehen.

3.

Drei Monde waren seit jener nächtlichen Berathung verstrichen. Der Notar, welcher mit Auszahlung des halben Soldes beauftragt war, den der Advokat seinem seltsamen Clienten zahlte: kam nun, mit Derville über eine wichtige Angelegenheit zu verhandeln, und begann damit, die sechshundert Franken zurück zu begehren, die dem alten Krieger verabfolgt wurden.

In diesem Augenblicke bemerkte Derville auf seinem Schreibtische die Brieftaschen, welche sein Oberschreiber aufgelegt hatte. Längliche, viereckige, dreieckige, rothe und blaue Stempel lächelten ihm auf einem Briefe entgegen, preußische, östreichische, baierische und französische Postzeichen. Ach! sagte der Anwalt lachend, da haben wir die Entwickelung der Komödie; nun wird es sich zeigen, ob ich angeführt bin — Er nahm und öffnete den Brief, konnte ihn aber nicht lesen, da er in deutscher Sprache verfaßt war. Boucard, lassen Sie selbst diesen Brief übersetzen, und kommen Sie bald wieder, befahl Derville, indem er die Cabinetthüre öffnete, und seinem Oberschreiber den Brief reichte.

Der Berliner Notar, an welchen sich der Advokat gewendet hatte, benachrichtigte ihn, daß die verlangten Akten einige Tage nach diesem Briefe einlaufen würden, und versicherte zugleich, die Dokumente seien in aller Form Rechtens verfaßt, und mit den erforderlichen Beglaubigungen versehen. Ueberdieß meldete er, daß fast alle Zeugen jener durch Protokolle verbürgten Thatsachen noch zu Preußisch Eylau sich befänden, und die Frau, der Graf Chabert sein Leben dankte, noch in einer Vorstadt Heilsberg wohnte.

Da wird's Ernst! rief Derville, nachdem ihm Boucard den Inhalt mitgetheilt hatte.

Derville fand die Adresse des Grafen Chabert am Rande der ersten Quittung, welche der Notar zugestellt hatte. Der Oberst wohnte in der Vorstadt St. Marceau, Straße Petit banquier, bei einem Viehhalter, Namens **Vergniaud**. Als Derville dort anlangte, sah er sich genöthigt, die Spur seines Clienten zu Fuße zu verfolgen, denn der Kutscher war nicht zu bewegen, sich in die ungepflasterte Gasse zu wagen, deren Fahrgeleise für die Räder eines Cabriolets etwas zu tief gingen. Nach allen Seiten spähend, entdeckte der Anwalt endlich in dem Theile der Straße, welcher an den Wall stößt, zwischen zwei aus Knochen und Erde erbauten Mauern zwei schlechte Sandsteinpfeiler. Diese Pfeiler trugen einen rothgetäfelten Balken, auf dem geschrieben stand: Vergniaud, Viehhalter; rechts Eier, links eine Kuh, alles weiß gemalt. Die Thüre war offen und blieb es auch den ganzen Tag.

Das Haus war unter dem Schirme dreier Gassenjungen verblieben. Derville fragte, ob Herr Chabert wirklich hier wohne, keiner antwortete, alle sahen jenen mit genialer Dummheit an, wenn es uns vergönnt ist, diese beiden Worte aneinander zu reihen. Der Anwalt wiederholte seine Fragen, die an den Schelmgesichtern scheiterten. Voll Ungeduld warf er ihnen alle die Schimpfwörter an den Hals, die sich junge Leute ge-

gen Kinder herausnehmen. Die Jungen brachen das Schweigen mit rohem Gelächter. Derville ward böse. Der Oberst, welcher es hörte, trat aus einer kleinen unteren Stube, neben der Milchkammer, und zeigte sich auf der Thürschwelle mit unnachahmlichem Kriegsphlegma. Im Munde trug er ein bescheidenes weißes Thonpfeifchen. Er erhob das Visir einer gräulichen Sturmhaube, bemerkte den Anwalt, durchschritt den Kehrichthaufen, um schneller zu seinem Wohlthäter zu gelangen, und rief den Jungen im freundlichen Tone zu: Ruhig gestanden in Gliedern. Sogleich beobachteten die Kinder ehrfurchtsvolle Stille.

Warum schrieben Sie mir nicht, Lieber? fragte Chabert. Gehen Sie längs dem Kuhstalle. Halt! da der Weg ist gepflastert, rief er, Dervilles Unentschlossenheit gewahrend, der sich die Füße nicht naß machen wollte. Von Platz zu Platz springend, erreichte er die Thüre, aus welcher unser Veteran gekommen war. Diesen schien es unangenehm zu berühren, daß er in seinem Zimmer den Advokaten annehmen mußte. Er gewahrte auch wirklich nur einen Stuhl darin. Das Lager des Obersten bestand aus einigen Strohbündeln, über diese hatte die Hauswirthin etliche alte, der Himmel weiß wo? aufgeraffte Tapetenlappen gebreitet, welche die Milchweiber zur Zierde ihrer kleinen Wagenbänke benutzen. Der Fußboden war schlechtweg aus gestampfter Erde. Die grünlichen gerissenen Wände trieften von Feuchtigkeit; die Seite, wo der Oberst schlief, deckte eine Binsenmatte.

Zwei schlechte Stiefelpaare in einem Winkel; keine Spur von Weißzeug; auf dem wurmstichigen Tische, die Tagsberichte der großen Armee in Planchers neuer Ausgabe aufgeschlagen, wahrscheinlich die Lectüre des Obersten. Ruhig und heiter waren seine Züge. Sie schienen dem Advokaten umgewandelt: er las jetzt Spuren eines beglückenden Gedankens darin, Wiederschein neuer Hoffnungen. Aber, Oberst, wie schauderhaft wohnen Sie! rief Derville, hingerissen von dem bei Advokaten so natürlichen Mißtrauen, das durch trostlose Erfahrungen erzeugt wird. Der, dachte Derville, hat sicher mit meinem Gelde den drei Gaunertugenden: Wein, Spiel und Weiber, gefröhnt. — Sie haben recht, mein Herr, wir glänzen nicht durch Luxus. Es ist ein Feldlager, dessen Beschwerden treue Freundschaft mildert; aber . . . hier warf der Veteran dem Rechtskundigen einen tiefen Blick zu — aber ich bin Niemand zu nahe getreten, habe Niemand verstoßen und darf ruhig schlafen! —

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrswünsche.

Am ersten Tage jedes neuen Jahres sprechen sich verschiedenartige Wünsche aus. Freunde benutzen gern die so seltene Gelegenheit, sich gegenseitig zu besuchen, und in der Erinnerung an genossene frohe Stunden oder überstandene Leiden im wechselseitigen Austausch herzlicher Ergießungen ansprechenden Trost oder lebendige Hoffnung für die unbekannte Zukunft zu gewinnen. Worauf die biederen Altvorderen ein bedeutendes Gewicht legten, bezeichnet der heutige Zeitgeist als ein läßiges Ceremoniel, und verwirft selbst die in neuerer Zeit aufgekommene Sitte des Umhersendens kalter nichtssagender Neujahrskarten, indem er diese Geldausgabe nützlicher Verwendung für wohlthätige Zwecke überweiset. Dieses Metamorphosiren kann mit allem Recht eine glückliche Idee genannt werden, die sich noch weiter extendiren möchte, damit alle zwecklosen, hin und wieder noch stattfindenden Neujahrs-Gratulationen überall aufhören, die zum Theil auf einen heute nicht mehr angemessenen knechtischen Zustand der Vorzeit hindeuten, wo der Untergebene sich der ferneren Protektion seines launenhaften Oberen in tiefster Devotion empfehlen mußte, der dann im vollen Bewußtsein seiner höheren Stellung resp. mit seiner gesammten Amtswürde dem Gratulanten seine Unterwürfigkeit durch nutzlose Versprechungen doppelt empfinden ließ. — Auch an dieser Erhebung eines kräftigeren Prinzips gegen die frühere laxe Observanz hat die Städte-Ordnung einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, indem die Bürgerschafts-Repräsentanten vor 14 Jahren die hiesige verehrliche Geistlichkeit durch Abschaffung der Neujahrs-Umgänge, von einer drückenden Last befreit, und sie für die etwanigen Verluste aus der Stadt-Kasse zureichend entschädiget haben. Diesem lobenswerthen Beispiele sind bereits mehre Communen gefolgt, und es läßt sich mit voller Gewißheit vermuthen, daß der heutige Zeitgeist dergleichen vielleicht noch existirende Unsitten mit dem 20sten Jahrhundert gänzlich aus dem Wege geräumt haben wird.

Die freundliche Gegenwart hat durch die gehörige Benutzung der Dampfmaschinen schon wesentlich nützliche Erfindungen ins Leben gerufen, weshalb wir der schönen Hoffnung uns hingeben dürfen, daß die noch in der Kindheit liegende Straßenbeleuchtung durch einen leichteren Mechanismus endlich zum kräftigen Manne sich ausbilden werde. Nach dem scherzhaften Prognostikon des genialen Schriftstellers Friedrich wird der schwerfällige Elementar-Unterricht durch Dämpfe bedeutend erleichtert werden, warum sollte die ihrer ursprünglichen Bestimmung jetzt wenig zusagende Straßenbeleuchtung nicht auch eine höhere Bedeutung erhalten, und so ihren wohlthätigen Zweck erreichen? — Unbestritten hat sie polizeiliche Sicherheits-Fürsorge zum Zweck, und kann dieser erstrebt werden, wenn sie mangelhaft behandelt und der Willkühr preißgegeben wird?

Wozu diese kostspielige Ausgabe, wenn der wahre Standpunkt nur einseitig beurtheilt wird? Wem kommen die Oel-Ersparnisse zu Gute, wenn an stockfinsteren Abenden die Straßen-Laternen nicht erleuchtet werden, weil nach dem buchstäblichen Vermerk im Kalender der iebe Mond sein freundliches Angesicht zeigen soll, es aber aus übler Laune mit einem schwarzen Schleier verhüllt. — Da machen es die zarten Damen auf dieser schönen Erde weit anders; sie zeigen immer ihr von Heiterkeit strahlendes Antlitz, sie schlagen den neidischen Schleier zurück, und verdecken damit nur jenen Theil, der keine erheblichen Reize ahnen läßt. Da nun aber der ziemlich bejahrte Mond seinen eingewurzelten Starrsinn nicht leicht ablegen wird, so werden diejenigen Herren, welche auf dieser Glatzischen Erde ein Wörtchen über die spärliche Straßenbeleuchtung zu sprechen haben, ergebenst ersucht, dem unheimlichen Dinge auf den Grund zu kommen, und gefälligst nachfragen zu wollen, weshalb die Straßenbeleuchtung nicht eine halbe Stunde nach Sonnen-Untergang, sondern erst später als eine Stunde beginnt, die Lampen-Dochte so schwach und zierlich abgerundet sind, daß die bescheidene Handlaterne ihre prahlerische Halbschwester mit ihrem einfachen Lichtstrahl aufsuchen möchte, bei regnerischem Wetter aber der Focus nur mittelst eines Mikroscops zu erkennen ist. Ob nun der Herr Laternen-Wärter, Aufseher oder Inspektor, denn der Grad seiner ehrenwerthen Titulatur ist noch nicht publicirt, aus eigener Machtvollkommenheit und ohne Instruktion die Straßen-Lampen bewartet, ist uns leider unbekannt; aber wir erlauben uns die billige Anfrage: ob es recht ist, die Laternen-Bespeisung von der Willkühr abhängig zu machen, damit das subtile Studierlämpchen nicht zu kurz komme, dagegen es gleichgültig bleibe, ob Menschen und Thiere Arme und Beine zu brechen Gefahr laufen, und eine kurzsichtige Person verunglücken kann, weil die Küchengrazien, eine halbe Stunde dem Geliebten weichend, den Bürgersteig mit gefüllten Wasserkannen verengen. Dieser Uebelstand geht wohl den Straßenlaternen-Aufsichtsbeamten eigentlich nicht an, wenn aber diese verliebte Eckensteherei nicht verhindert werden kann, so ist lediglich Mangel an zureichender Straßenbeleuchtung Schuld, welche so viele dunkle Plätze zu ergötzlichen Unterhaltungen darbietet. Noch ein ärmlicheres und verhungertes Ansehen haben die Laternen in den engen Gäßchen, von denen man nicht einmal weiß, wozu sie da sind, und ob man sich über ihre schwindsüchtige Figur ärgern oder lachen soll. Also mehr Laternen, mehr Oel und mehr Wärter, dann ist die Sache in der Ordnung. —

Wir bringen diese oft besprochenen Uebelstände nur deshalb zur gewünschten Oeffentlichkeit, damit sie endlich zu sorgfältiger Prüfung und billiger Beseitigung gelangen. Uebrigens haben wir noch mehre ähnliche Neujahrswünsche auf dem Herzen, die später folgen sollen, wenn die Volksblatt-Redaktion sich nicht etwa durch theatralische Gewitter einschüchtern läßt, und der freien Sprache die Thore schließt.

F. S.
H. K.

Woher kommt es, daß die meisten Menschen von Andern verlangen, daß sie sich vor ihnen demüthigen sollen?

Die ächte Höflichkeit ist Humanität; was Menschen-Antlitz trägt, dem gebührt wegen seines Charakters als eines Menschen Achtung. Wenige Menschen aber besitzen den Grad von Veredlung, daß sie alle Menschen als vernünftige Wesen behandeln und als ihres Gleichen ansehen; die Meisten verlangen von Andern Demüthigungen und fordern, daß sich jeder unter sich herabsetze und sich für niedriger oder für weniger werth halte als sie selbst. Wenige Gelehrte gestehen ein, daß Andere mehr Einsichten und Kenntnisse besitzen als sie; selten erkennt ein Frauenzimmer ein Anderes für schöner oder verständiger als sich, noch weniger räumt ein Witzkopf Andern Witz und Laune ein. Jeder schreibt sich selbst den Vorzug vor Andern zu und fordert von ihnen, daß sie ihm nicht bloß dies zugestehen, sondern sich auch vor ihm demüthigen. Woher rührt nun diese Erscheinung? Warum will jeder mehr gelten als der Andere? Warum glaubt er mehr Vorzüge zu haben als der Andere, und will er die Demüthigung Anderer? Der Mensch hat einen Hang, sich über Andere zu erheben; er will Andere beherrschen und sie entweder als Untergebene oder als weniger Würdige betrachten. Je mehr er sich Werth zuschreibt, desto mehr glaubt er zu gelten! je höher er sich über Andere erhebt, desto tiefer wähnt er, daß Andere unter ihm stehn. Diese Herabsetzung Anderer ist ein Zweig des Hanges zum Bösen, der tief in des Menschen Brust gewurzelt ist, und den er nur durch reine und ächte Achtung gegen die Menschheit ausrotten kann. Er glaubt sich etwas zu vergeben, wenn er Andere zu sich heraufzöge und sie als seines Gleichen betrachtete; — er fürchtet, an Ansehen und Einfluß zu verlieren, wenn er Andern zuerkannte, was ihnen von Gottes und Rechtswegen gebührt. Er verlangt sogar Demüthigungen von ihnen, weil er ihnen seinen Werth recht fühlbar machen will.

So lange nun dieser Hang, Andere zu demüthigen und unter sich herabzusetzen, in jemand herrschend ist, darf er nicht auf den Namen eines edeln gebildeten Mannes Anspruch machen; er trägt die Maske des Menschen, ohne den ächten Charakter der Menschheit in Wort und That zu beweisen.

X.

Hierzu eine Beilage.